

4. *Schritt.* Eine Delegation der chinesischen Bischofskonferenz begibt sich auf Einladung des Papstes nach Rom und erklärt in einem feierlichen Gottesdienst in der Peterskirche, der in Konzelebration mit dem Papst und anderen Bischöfen gehalten wird, ihre Treue zu Rom. Die kirchliche Gemeinschaft ist damit wiederhergestellt. In einem feierlichen Appell werden alle chinesischen Katholiken aufgefordert, die alten Dinge zu vergessen, einander zu verzeihen, sich zu versöhnen und einen neuen Anfang zu machen. In China werden durch eine großzügige Amnestie des Staates alle noch eingesperrten oder verbannten Laien, Priester und Bischöfe freigelassen.

5. *Schritt.* Die kirchlichen Verhältnisse in der Volksrepublik China werden auf der Grundlage der Entwicklung der letzten Jahre geordnet. Die Bischofskonferenz erhält einen eigenen Status, der sich an das Vorbild der unierten Kirchen des byzantinischen Ritus orientiert. Die chinesische Kirche wird aus dem Patriarchat des Westens ausgegliedert und der Ostkirchen-Kongregation zugeordnet, wobei zu bedenken wäre, ob nicht eine eigene römische Kongregation für die unabhängigen Ortskirchen des Fernen Ostens zu gründen wäre. Einer der chinesischen Bischöfe (entweder in Peking oder in Shanghai) wird im Einvernehmen mit Rom zum Erzbischof und zum Oberhaupt der neuen, unabhängigen Ortskirche gewählt. Sie regelt alle Dinge – Ritus, Bischofswahlen usw. – selbständig, nach dem Vorbild der katholischen Ostkirchen, wobei Rom das Recht der Bestätigung usw. zusteht. Die Konstituierung dieser fernöstlichen Ortskirche

„neuen Typus“ findet bei einer feierlichen Versammlung unter Vorsitz des Apostolischen Delegaten für Ganz-China (wie erwähnt: Sitz in Hongkong) statt. Dieses Ereignis kann auch zum Anlaß werden für einen Besuch des Delegaten bei der chinesischen Regierung, die diesen Besuch nach den diplomatischen Gepflogenheiten mit einem Gegenbesuch beantwortet. Dadurch sind auch zwischen der Volksrepublik China und dem Vatikan freundschaftliche Beziehungen hergestellt. Ob diese später zu einem förmlichen „Religionsabkommen“ führen, durch das die Rechte der katholischen Kirche in China gesichert werden, kann der Zeit überlassen bleiben.

Ob ein solcher Plan realistisch ist und die bestehenden Schwierigkeiten, die nicht unterschätzt werden dürfen, überwinden kann, ist natürlich eine offene Frage. Wir meinen aber, daß dieser Weg grundsätzlich gangbar ist, noch mehr: daß *alles* getan werden muß, um ein gefährliches Schisma im Fernen Osten abzuwenden! Dabei sind zwei Dinge zu berücksichtigen: der inzwischen deutlich erkennbare Wille der „patriotischen“ Hierarchie Chinas, die Gemeinschaft mit Rom wiederherzustellen, zweitens aber auch: daß eine neue Situation neue Antworten erfordert. Die Kirche Chinas ist heute nicht mehr eine „Missionskirche“ des Westens, sondern eine Ortskirche, die in Martyrium und Verfolgung einen eigenen Weg gefunden hat. Dieser ist zu respektieren. Das Modell einer relativ selbständigen Fernost-Kirche könnte zudem providentiell sein für die Präsenz des christlichen Glaubens in Asien überhaupt.

Georg Kügler

Das Verschwinden von Kindheit und Wirklichkeit

1983 erschien im S. Fischer Verlag Neil Postmans Buch „Das Verschwinden der Kindheit“, die deutsche Ausgabe seines ein Jahr zuvor in den USA herausgebrachten Werks „The Disappearance of Childhood“. Postman ist Professor für Medienökologie an der Universität New York; die zentrale These seines Buchs lautet, daß die Kindheit, selbstverständlich nicht als biologisches Phänomen, wohl aber als kulturelle Errungenschaft, als humane Idee, im Verschwinden begriffen sei und daß insbesondere die elektronischen Medien dafür verantwortlich zu machen seien.

Im Herbst 1984 publizierte Hartmut von Hentig sein jüngstes Buch „Das allmähliche Verschwinden der Wirklichkeit“ (Carl Hanser Verlag). Nicht nur der Titel scheint von Postman inspiriert; der zunächst eher befremdlich klingende, weil an Traktatliteratur erinnernde Untertitel „Ein Pädagoge ermutigt zum Nachdenken über die Neuen Medien“ liest sich anders, wenn man auf den letzten Seiten von Postmans Schrift auf dessen These stößt: „Amerika hat noch nicht angefangen *nachzudenken*. Der Schock der modernen Technik hat unsere Gehirne gelähmt, und

wir beginnen eben erst, die geistige und soziale Trümmerlandschaft in Augenschein zu nehmen, die uns unsere Technik beschert hat.“ Doch mag solche Inspiration gegeben sein oder nicht, das Thema der neuen Medien ist attraktiv und gewichtig genug, um nicht nur einen Autor wie von Hentig zur Auseinandersetzung damit zu veranlassen – im althergebrachten Druckmedium Buch.

Sollte man die in jüngster Zeit erschienenen einschlägigen Bücher und Schriften klassifizieren, so bietet sich eine Vierteilung an. Da sind einmal jene Autoren, die sich vor allem von Emotionen lenken und leiten lassen, sei es, daß sie den neuen Medien als Garanten von Fortschritt und Freiheit euphorisch entgegenjubeln, wie manche Politiker und Wirtschaftler es tun, sei es, daß sie umgekehrt das Ende von menschlicher Freiheit und Würde unmittelbar bevorstehen sehen, wie es bei einigen Kultur- und Gesellschaftskritikern anzutreffen ist. Da gibt es zum anderen Autoren, die rational zu Werk gehen, entweder indem sie über die gegenwärtigen informations- und kommunikationstechnischen Entwicklungen schlicht informieren, also darstellen, was sich hinter dem Begriff der neuen Medien überhaupt verbirgt; oder indem sie engagiert kritisch diese Entwicklung zu prüfen und ihr Für und Wider abzuwägen versuchen, also das Neue zu beurteilen unternehmen.

Zur letztgenannten Autorengruppe ist von Hentig zu zählen. Schon in der Überschrift zum ersten Kapitel seines Buchs fragt er nach der „vernünftigen Funktion“ der Medien und nach deren Grenzen, und er skizziert eine Antwort, indem er an alten und neuen Unterrichtsmedien „gleichsam im kleinen“ zu prüfen unternimmt, „was sich die Gesellschaft im großen antut“ (17). Dabei zeigt er überwiegend die Vorzüge der alten Medien auf („Ich bin ein großer Freund von Filmen“), hingegen die Gefahren der neuen, vor allem des Computers, wenngleich er grundsätzlich weiß: „Der Computer im Unterricht macht mir keine Angst – Angst machen mir die falschen Absichten und die illusionären Erwartungen, mit denen man ihn dorthin gebracht hat“ (27). Dennoch ist ihm der Computer „Sinnbild einer nicht personalen Pädagogik“ (44), er ist in seiner Sicht überhaupt kein Lehr- oder Lernmittel, er ist vielmehr bloß Lerngegenstand.

Im zweiten Kapitel fragt der Autor nach den Folgen der neuen Medien für die Gesellschaft und für das Aufwachsen in ihr. Argumentierte er zunächst als Fachmann, so will er in diesem Teil des Buchs sich in der Rolle des interessierten Laien verstanden wissen, zugleich eines Anwalts der Kinder und des von Günther Anders so genannten „antiquierten Menschen“. Er greift jeweils eine Behauptung der Befürworter des Neuen auf, der „Telematik“ (als der Verflechtung von Telekommunikationsmitteln und den Geräten der Informatik), und hält dann seine „socratischen Fragen“ dagegen, wie er selbst sein Tun bezeichnet: Wie steht es um den behaupteten Bedarf, um die erstrebte offene Kommunikationsgesellschaft und ihre verbesserte Lebensqualität, um den Gewinn durch mehr Information?

Das dritte Kapitel, das nach Aufgaben und Chancen der Pädagogik angesichts der neuen Medien fragt, ist merkwürdigerweise am knappsten gehalten, es zählt nur 16 Seiten. Und es ist auch inhaltlich schwach geraten. Vermutlich jedoch ist anderes gar nicht möglich, wenn nämlich der Autor klar sieht: „Das Fernsehen stellt nur eine Verschärfung eines in der technischen und wissenschaftlichen Zivilisation überhaupt walenden Entfremdungszustands dar. Die Schule ist selber Teil dieser Zivilisation, ein Entfremdungsinstitut“ (87). Diese Einsicht führt mit einer gewissen Zwangsläufigkeit zu dem Bekenntnis: Fast alles, was im Namen der Medienpädagogik geschieht, „macht mich mutlos, ja elend“ (91). Die eigenen Antworten, die dieser Feststellung noch folgen, zeugen freilich auch eher von Resignation als von Vertrauen in die pädagogische Zukunft.

Das Buch insgesamt enttäuscht. Sein Titel ist attraktiv, aber nicht zutreffend; die These vom allmählichen Verschwinden der Wirklichkeit wird nicht einmal ansatzweise systematisch entfaltet. Gewiß, von Hentig ist ein gescheiter Mann, und so fehlt es nicht an prägnanten Beobachtungen und Charakterisierungen, zum Beispiel der didaktischen Potenzen wie Grenzen des alten Mediums Film. Aber daneben stehen pathetische Auslassungen („Mir ist, als ob sich immer mehr junge Liebespaare so verhalten, wie sie es im Fernsehen erlebt haben“), monokausale und deshalb schwache Begründungen, ja mitunter gerät der Autor sogar in die Nähe moralisierenden

Nörgelns. Was zum Beispiel ist von der Forderung zu halten, wir sollten auf dem Nachweis bestehen, daß etwas „nicht nur hinnehmbar, sondern auch unschädlich ist“ (98)? Medien sind doch als solche notwendig ambivalent; nicht von ungefähr kommen die Worte Gift und Gabe sprachlich aus einer Wurzel; selbst Essen und Trinken können, falsch praktiziert, gesundheitlichen Schaden anrichten.

Gewiß ist es mit dem didaktischen Einsatz des Computers im Unterricht noch schlecht bestellt. Einstweilen herrscht überwiegend Ratlosigkeit; dies freilich nicht zuletzt deshalb, weil sich bisher fast ausschließlich Mathematiklehrer für ihn interessieren. Aber auch beim Blick zurück zeigt sich, daß die Pädagogen bisher ernüchternd wenig beigetragen haben zum Aufbau einer Medienkultur, sei es durch didaktische Nutzung der alten Medien, sei es durch pädagogische Auseinandersetzung mit ihnen. Das gilt für Praktiker wie Theoretiker; gerade als Pädagoge sollte man das nicht verschweigen.

Doch soll hier gar nicht im Detail kritisiert werden, zumal ja die Schrift in erster Linie zum Nachdenken über die neuen Medien ermutigen will. Nachdenken aber heißt nicht, die Gedanken des Autors bloß zu reproduzieren, vielleicht unter Berücksichtigung weiterer, selbst gegenläufiger Aspekte, es heißt auch weiterzudenken, über seine Gedanken hinauszugehen oder zumindest doch hinauszufragen. Wenigstens ansatzweise soll das abschließend versucht werden.

In seinen Tagebuchnotizen hat Romano Guardini unter dem Datum des 25. September 1954 festgehalten (Wahrheit des Denkens und Wahrheit des Tuns, Paderborn 1980): „Heute in San Lorenzo wurde mir ganz deutlich, daß ich in der Gestalt der jetzt werdenden Welt nicht leben kann. Ich verstehe sie theoretisch; ich sehe, daß ihre Zeit da ist und daß sie ungeheuer sein wird; ich suche aus meinem Beruf heraus für die Jugend Brücken zu schlagen, damit das Neue irgendwie richtig gemacht und Altes hinübergetragen werden könne; aber ich selbst gehöre nicht hinein. Von einer alten Hausecke weht es mich vertraut an, und die größten neuen Dinge lassen mich kalt! Aber es ist ein beständiger Schmerz – die Worte sind nicht übertrieben –, zu sehen, wie ein ungeheurer Apparat alles das zerstört, was ich liebe,

von außen und innen her, in den Dingen und im Fühlen der Menschen.“

Wer selber über die Lebensmitte eindeutig hinaus ist, versteht solche Sätze nur zu gut, vielleicht sind sie ihm sogar aus der Seele gesprochen. Hie und da hat man den Eindruck, als sei ein solches Leiden an der sich anbahnenden Welt von morgen auch für den knapp sechzigjährigen von Hentig ein entscheidendes Motiv gewesen, dieses Buch zu schreiben, auch wenn er es nicht sagt, sich selbst vielleicht noch nie daraufhin ähnlich selbstkritisch befragt hat, wie der seinerzeit zehn Jahre ältere Guardini es tat. Aber deutet nicht ein Satz wie dieser auf solche Verfassung des Autors hin: „Mißtrauisch habe ich mir eine zweite aufziehbare Uhr gekauft, weil ich befürchten muß, daß es in Kürze nur noch Quarzuhren geben wird“ (57)?

Die Frage ist überhaupt nicht polemisch gemeint, sie soll vielmehr auf ein Problem hinweisen, das Pädagogen gern verdrängen. Guardini hat sich in jenen Tagebuchnotizen mehrfach gewissermaßen selbst ermahnt, zum Beispiel am 19. November 1954: „Und dann hatte ich Anlaß, mir klarzumachen, was gefordert ist, damit man, selbst an der Schwelle des Alters, den Jungen im Herzen ihren Weg frei gönnt und sich nicht nur pädagogisch, sondern wirklich mit ihnen freut, auch wenn man sie oft nicht versteht.“ Bei der Diskussion dieses Problems meinte unlängst eine ca. fünfundzwanzigjährige Studentin, selbst sie habe ja bereits Schwierigkeiten, die Teenager von heute zu verstehen. Daß dieses für eine Gesellschaft gilt, deren Informations- und Kommunikationsmöglichkeiten ständig zunehmen, sollte auch zum Nachdenken herausfordern, und nicht nur die Pädagogen.

Nun will von Hentig freilich nicht nur zum Nachdenken ermutigen; seine Hoffnung ist, den Gang der Entwicklungen wenn schon nicht steuern, so doch beeinflussen, mindestens aber verlangsamen zu können. Vielleicht läßt sich tatsächlich etwas bremsen, aber zu welchem Erfolg kann das führen? Der Sog der weltweiten technisch-industriellen Entwicklung wird sich immer als stärker erweisen. Um ihn zu stoppen, müßte die Menschheit, müßten die „führenden Nationen“ von einem jahrhundertealten Denken Abschied nehmen.

Rainald Merkert